

V&R Academic

Deutschsprachige Gegenwartsliteratur und Medien

Band 16

Herausgegeben von

Carsten Gansel und Hermann Korte

Carsten Gansel / Monika Wolting (Hg.)

Deutschland- und Polenbilder in der Literatur nach 1989

Mit 6 Abbildungen

V&R unipress



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 2198-6304

ISBN 978-3-8471-0459-9

ISBN 978-3-8470-0459-2 (E-Book)

ISBN 978-3-7370-0459-6 (V&R eLibrary)

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung (DPWS).

© 2015, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, 37079 Göttingen / www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Titelbild: Plastik des Blechtrommlers Oskar Matzerath nach Günter Grass' »Blechtrommel«, Danzig.

© Carsten Gansel

Druck und Bindung: CPI buchbuecher.de GmbH, Zum Alten Berg 24, 96158 Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

I. Vorbemerkungen

Carsten Gansel und Monika Wolting Grenzerfahrungen und neue Annäherungen – Deutschland- und Polenbilder in der Diskussion. Vorbemerkungen	11
---	----

II. Polenbilder in der deutschen Literatur

Carsten Gansel (Gießen) »die andere Seite mit den eigenen Augen sehen?« oder Warum Versuche der Einfühlung misslingen (müssen) – Literarische Polen- und Deutschlandbilder in der Diskussion	19
---	----

Lothar Bluhm (Koblenz-Landau) Der polnische Großvater – Zur Ästhetik des Vorbehalts in Monika Marons »Pawels Briefe«	37
--	----

Peter Braun (Jena) »Das Knie ist ein guter Platz zum Schreiben« – Polen in den Reisereportagen von Wolfgang Büscher	49
---	----

Andrzej Kopacki (Warszawa) Oderbruch als Topos – Zu metaphorischen Konstruktionen in Judith Hermanns Erzählung »Diesseits der Oder«	71
---	----

Michael Haase (Heidelberg) »Kann nit verstan« – Zum Polen-Bild in Uwe Timms »Wendegeschichte«	77
--	----

Richard Slipp (Calgary) »Asien. Alles wird Asien.« Zur erzählerischen Subversion deutscher Polenbilder in zwei Romanen Christoph Heins	87
--	----

Sabine Egger (Limerick)	
Bilder des »europäischen Ostens« in der neueren deutschen Lyrik	103

Matthias Braun (Berlin)	
Der »polnische« Papst Johannes Paul II. im Spiegel der geheimen Berichte der Stasi an die SED-Führung	123

Peter Klimczak (Cottbus)	
»Schon bald musste ich den Satz differenzieren« – Zum logischen Umgang mit Stereotypen in Steffen Möllers »Viva Polonia«	133

III. Deutschlandbilder in der polnischen Literatur

Monika Wolting (Wrocław)	
Eine Gegend wird durch Geschichtenerzählen erschlossen – Zu Olga Tokarczuks »Taghaus Nachthaus«	149

Halina Ludorowska (Lublin)	
Das Bild des Deutschen nach 1990 – Zu Andrzej Ziemiński »Dobry Niemiec« (Der gute Deutsche, 1997)	163

Mirosława Zielińska (Wrocław)	
Wendepunkte, Brüche und Kontinuitäten im polnischen kulturellen Gedächtnis 1944/1945–2011 und die Funktion der Narrative über »Deutsche und Polen« im Krieg	177

Hans-Christian Trepte (Leipzig)	
»Die DDRler sind (auch nur) Menschen«! – Zu stereotypen Vorstellungen von der DDR und ihren Bürgern in Henryk Sekulski »Przebitka« und Brygida Helbig »enerdowce i inne ludzie«	199

Maciej Walkowiak (Poznań)	
Zu ausgewählten Bildern der deutschen und polnischen Kultur in Stefan Chwinski Roman »Tod in Danzig«	221

Karolina Prykowska-Michalak (Łódź)	
Deutschlandbilder in der jüngsten polnischen Dramatik am Beispiel der Dramen Małgorzata Sikorska-Miszczu	231

IV. Deutsch-Polnische Begegnungsräume

Werner Nell (Halle-Wittenberg)

Der Schneider Strapinski und der Stürmer Lewandowski – Über
Selfmade-Konzeptionen in Deutschland und Polen und die Diagnosekraft
einer kleinen Novelle aus dem 19. Jahrhundert 241

Stephan Wolting (Poznań)

Deutschland, Polen, Russland, Norwegen oder der Kosmos? Formen
multipler Identität in Dariusz Muszers Roman »Die Freiheit riecht nach
Vanille« 265

Katarzyna Śliwińska (Poznań)

»Ich, Mischling«. Literarisches Sprechen aus der Position des Dazwischen
in »Wieczny Grunwald« und »Morphin« von Szczepan Twardoch 283

Artur Pełka (Łódź)

»Warschau besser nicht« – Deutsch-polnische Konfrontationen und
Transformationen 305

Andreas Englhart (München)

Theatrales Mimikry in der Globalisierung – René Polleschs transkulturelle
Produktion »Jackson Pollesch« am Warschauer Teatr Rozmaitości 317

Cheryl Dueck (Calgary)

Der Schnee von Gestern – Interkulturelles Gedächtnis in der
deutsch-polnischen Koproduktion »Wintertochter« 335

Paula Wojcik (Jena)

Translating Identity – Narrative Identitätskonstruktionen in der
deutschsprachigen Literatur aus Polen 351

Olena Komarnicka (Poznań)

Das Bild der polnischen Provinz im Roman von Artur Becker »Der
Lippenstift meiner Mutter« 373

V. Autorengespräche

Olga Tokarczuk im Gespräch mit Stephan Wolting (Poznań)

»Seit diesem Moment hat sich die Welt erneuert, sie ist jetzt für immer
anders« 387

Artur Becker im Gespräch mit Robert Jonczyk (Wrocław)	
»Ich lebe auf einer Insel...«	391
Beiträgerinnen und Beiträger	399

I. Vorbemerkungen

Grenzerfahrungen und neue Annäherungen – Deutschland- und Polenbilder in der Diskussion. Vorbemerkungen

Uwe Johnson ging es in seinen Texten darum, »die Grenze: den Unterschied: die Entfernung« erzählerisch zu markieren. Die Grenzerfahrung zwischen Ost und West war für ihn mit dem Versuch verbunden, das Auseinanderleben und das Fremdwerden der Deutschen zu erfassen und jeweils »die andere Seite mit ihren eigenen Augen« zu sehen. Dieser Ansatz wird nunmehr auf ein Thema übertragen, das in besonderem Maße einen Perspektivenwechsel notwendig macht, weil ohne den Versuch, sich in den Anderen »einzufühlen«, dieser nicht zu verstehen ist und beidseitige Klischees und Stereotype die Folge sein können. Eben diese Gefahr der Stereotypenbildung hat in der Vergangenheit immer wieder die deutsch-polnischen Beziehungen beeinflusst.

Für die letzten Jahrzehnte – vor allem die Entwicklungen nach 1989 – wird man nun aber davon ausgehen können, dass ein nachhaltiger Wandel in den deutsch-polnischen Beziehungen eingetreten ist. In Verbindung damit ist es teilweise zu einer Dekonstruktion existierender Stereotype und Klischees gekommen. Damit verbunden ist ein Plädoyer für Offenheit gegenüber dem Anderen, seiner Werte wie seiner Kultur. Es geht um gegenseitigen Respekt und die Reflexion darüber, was jeweils an kulturellem und historischem Erbe eingebracht wird. Nur auf diese Weise – so eine Position – kann ein interkultureller Dialog zustande kommen, der unterschiedliche Auffassungen toleriert.

Die in den letzten zwanzig Jahren offensichtliche Annäherung war deshalb möglich, weil in besonderer Weise erinnert *und* vergessen wurde.¹ In Verbindung damit hat die Bereitschaft zugenommen, einen Perspektivenwechsel zu vollziehen und im Sinne von Uwe Johnson »die andere Seite mit ihren eigenen Augen« zu betrachten. Es steht außer Frage, dass in diesem Prozess Kunst und Literatur, ebenso wie filmische Inszenierungen, das Theater oder die Bildende Kunst eine

¹ Vgl. Carsten Gansel/Markus Joch/Monika Wolting (Hg.): Zwischen Erinnerung und Fremdheit. Entwicklungen in der deutschen und polnischen Literatur nach 1989. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015.

nicht zu unterschätzende Rolle gespielt haben, auch und gerade, indem sie ›aufstörende Erfahrungen‹ vermittelten.²

Damit ist der Ausgangspunkt der Beiträge dieses Bandes markiert, in dem es darum geht, nach den Bildern des jeweils Anderen insbesondere in der Literatur beider Länder zu fragen. In Verbindung damit ist auf langlebige Traditionen in beiden Literaturen und entsprechende nationale Hetero- und Auto-Stereotype zu verweisen. Diese besitzen wegen ihrer direkten Bindung an kollektive Selbstbilder wiederum eine zentrale Bedeutung für das kulturelle Gedächtnis. Überhaupt gehören Auto- und Heterostereotype als kulturspezifische Schemata und kollektive Codes neben Vorstellungen, Ideen, Denkmustern, Empfindungsweisen, Werten, Normen zur mentalen Dimension des Gedächtnisses.³

Wirft man nun einen Blick auf die deutsche und polnische Literatur des letzten Jahrzehnts, dann fällt auf, wie häufig deutsch-polnische Geschichten erzählt werden und die Figuren sich auf den Weg nach Polen, nach Deutschland oder jene Räume machen, die früher ›deutsche Gebiete‹ waren. Es zeigt sich dabei allerdings auch, dass die Geschichten der jungen Autorinnen und Autoren anders aussehen als etwa jene der älteren Generationen. Tanja Dückers, die in ihrem Roman »Himmelskörper« (2003) – wie Günter Grass in seiner Novelle »Im Krebsgang« (2002) – Vergangenheit inszeniert und eine Familiengeschichte um den dramatischen Untergang des Flüchtlingsschiffes »Wilhelm Gustloff« baut, hat den Unterschied pointiert so formuliert: »Grass ist Zeitzeuge, deshalb ist er emotional engagiert. Meine Hauptfigur ist Naturwissenschaftlerin, die einen wesentlich nüchterneren Blick auf diese Generation wirft.« Olga Tokarczuk oder Karol Maliszewski als Vertreter einer Generation von polnischen Autorinnen und Autoren, die Ende der 1980er Jahre in Polen debütierte, entdecken in ihrer Prosa »die deutschen Orte« neu und erzählen in ihren Texten Geschichten, die sich weit weg von einer »Verfälschung der Historie« aus der Zeit der Volksrepublik Polen bewegen.⁴ Wenn die deutschen Bewohner Niederschlesiens etwa ihre verlassenen Häuser und Höfe nach Jahren besuchen – wie in Olga Tokarczuks Roman »Letzte Geschichten« (2006) – treffen sie nicht auf Sieger des Krieges, sondern auf Menschen, die nach wie vor mit dem Verlust der Heimat zu

2 Vgl. Carsten Gansel/Norman Ähtler (Hg.): Die Kategorie Störung in den Geistes- und Kulturwissenschaften. Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2013. Siehe zuletzt Carsten Gansel (Hg.): Störungen in Literatur und Medien. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes. Heft 4/2014, Göttingen 2014.

3 Vgl. dazu u. a. Carsten Gansel: Abkehr vom Stereotyp: Polenbilder in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Plädoyer für einen narratologischen Ansatz. In: Seminar 45/4 (2009), S. 254–275.

4 Vgl. Monika Wolting/Wojciech Browarny (Hg.): Opcja niemiecka. O problemach z tożsamością i historią w literaturze polskiej i niemieckiej po 1989 roku. Kraków: Universitas 2014.

kämpfen haben und von der Erfahrung des Holocaust und der sowjetischen Lager gezeichnet sind.⁵

Texte polnischer und deutscher Autoren wie Andrzej Stasiuk, Sabrina Janesch, Tanja Dückers, Olga Tokarczuk, Karol Maliszewski, Filip Springer, Waldemar Mierzwa oder Artur Becker erfassen mitunter auch hybride Räume über geografische Barrieren hinweg und begeben sich aus den »Komfortzonen« heraus in neue Gebiete, in ein »Dazwischen«. Die Figuren sind dabei konfrontiert mit Fragen nach der eigenen Identität und dem, was man Heimat nennen kann. Gleichzeitig geht es um die Wechselwirkung zwischen dem Eigenen und Fremden.

Die Beiträge belegen – wie bereits frühere Bände in der Reihe »Deutschsprachige Gegenwartsliteratur« – wie wichtig für die Literatur- und Kulturwissenschaften ein modernisierungstheoretischer Ansatz sein kann. Mitzudenken ist, dass in einer globalisierten Welt die bis dahin gültigen Gesetze, Normen, Vereinbarungen zunehmend durch Prozesse der Hybridisierung unterlaufen bzw. ergänzt werden. Mit dem Begriff der »Hybridisierung« ist ein Konzept u. a. von soziologischer Theoriebildung umschrieben, der anders als die These vom »Kampf der Kulturen« Hybridisierung als eine zunehmende Vermischung von lokalen und globalen Räumen und Identitäten versteht. Von daher bilden sich – so die Position – im Rahmen von Globalisierung allmählich Formen einer transnationalen Kultur heraus. Hybridisierung bedeutet ein »*Dazwischensein*«, (*in betweenness*), genauer: die Verbindung von Nicht-Zusammengehörigem in einem soziokulturellen Zwischenraum. Dabei bleiben die tiefer liegenden Kulturbestandteile etablierter Gemeinschaften nicht nur erhalten, sondern können durch die technologischen Rationalisierungsschübe fortwährend restabilisiert werden.⁶ Grundsätzlich lässt sich sagen, dass mit dem Prozess von Hybridisierung Kartierungen und Grenzziehungen keineswegs aufgehoben sind. Es zeigt sich, dass dieser Ansatz auch für die Frage nach Deutschland- und Polenbildern in der Literatur produktiv sein kann. Insofern gewinnt die »soziologische Beobachtung und Theoriebildung vom Standpunkt der Grenzprozesse sozialer Systeme« (G. Preyer) im Rahmen von Modernisierungstheorien zunehmend an Bedeutung. An dieser Schnittstelle ergibt sich schließlich auch eine Verbindung zu dem *in* und *von* unterschiedlichen Disziplinen markierten *Spatial turn*. Hartmut Böhme hat nun mit einem durchaus kritischen Blick auf den *Spatial turn* und die topische Wende betont, dass Kultur die »je spezifische Weise« darstellt, »in der Menschen sich selbst und Objekte im Raum bewegen«. »Raum

5 Vgl. Monika Wolting/Stephan Wolting: Orte in Literatur und Kunst zwischen Oder- und Weichselmündung. In: Lisaweta von Zitzewitz (Hg.): Pommern in der Literatur nach 1945. Külzer Hefte Nr. 3/ 2005, S. 239–256.

6 Vgl. Gerhard Preyer: Gesellschaft im Umbruch II. Jenseits von National- und Wohlfahrtsstaat. Humanities online. Frankfurt a. M. 2009.

wird erst eröffnet und ausgerichtet durch Bewegung«, so Böhme.⁷ Diese auf reale Phänomene bezogene Überlegung lässt sich auf die maßgeblichen Kategorien eines Erzähltextes übertragen, was in verschiedenen Beiträgen des Bandes eine Rolle spielt. Bei der Suche nach Deutschland- und Polenbildern gehen die Beiträge des Bandes u. a. folgenden Fragen nach:

- Sie zeigen, in welcher Weise literarische Texte den geschichtlichen Transformationsprozess der europäischen Veränderungen nach 1945 bzw. 1989 inszenieren. Dabei wird danach gefragt, ob es direkte Antworten auf aktuelle Veränderungen in den deutsch-polnischen Beziehungen gibt oder diese innernd mit vergangenen nationalen Bildern konterkarieren werden.
- Mit Blick auf aktuelle Entwicklungen wird gezeigt, dass literarische Texte eben nicht nur tradierte Bilder des Eigenen wie Fremden archivieren, mithin Ausdruck der jeweiligen Erinnerungsgemeinschaften und Erinnerungskulturen sind, sondern auch ein spezifisches Provokations- bzw. Störungspotential entfalten, indem sie Bilder des Anderen liefern, die jenseits der Political Correctness stehen können. Die unterschiedliche Aufnahme etwa des Filmes »Unsere Mütter, unsere Väter« in Deutschland und Polen ist ein aktuelles Beispiel dafür.
- Die Aufsätze unterstreichen einmal mehr, dass die Fähigkeit, in Geschichten zu kommunizieren, zu einer anthropologischen Konstante des Menschen gehört. Von daher lässt sich sagen, dass die sogenannte narrative Intelligenz von entscheidender Bedeutung für die Herausbildung dessen ist, was man Identität nennt. Mit anderen Worten: Das Entstehen des Selbst ist nur möglich über eine kontinuierliche sprachlich-narrative Konstruktion. Genau dies wird in den erzählten Geschichten der deutschen und polnischen Autorinnen und Autoren erkennbar. Sie sind Beispiele dafür, wie ablaufende Veränderungen in der Wahrnehmung des Fremden und Eigenen die Identitätsbildung beeinflussen.
- Offensichtlich wird in den unterschiedlichen Beiträgen, die sehr verschiedenen methodologischen Ansätzen verpflichtet sind, dass die Wechselwirkung zwischen dem Eigenen und dem Fremden zum Entstehen neuer Räume führt, die für die literarischen Figuren durchaus auch zu »symbolischen Räumen« werden können. Gerade hier zeigen sich – so die Auffassung der Herausgeber – deutliche Unterschiede beim Entwurf von Deutschland- und Polenbildern in der jeweiligen Literatur. Die Romane Andrzej Stasiuks »Dojczland« (2008) und »Katzenberge« von Sabrina Janesch (2010) zeigen exemplarisch, wie weit die Spanne bei der Darstellung des Eigenen und des Fremden gehen kann.

7 Hartmut Böhme: Kulturwissenschaft. In: Stephan Günzel (Hg.): Raumwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009, S. 197f.

Zu danken ist an dieser Stelle dem Gießener Team, ganz besonders Mike Porath (Gießen), für die Korrektur der Beiträge und Heike Müller-Moritz (Gießen) für die Koordinierung der Drucklegung des Vorhabens.

II. Polenbilder in der deutschen Literatur

»die andere Seite mit den eigenen Augen sehen?« oder Warum Versuche der Einfühlung misslingen (müssen) – Literarische Polen- und Deutschlandbilder in der Diskussion

I.

Wirft man einen Blick auf die deutsche Literatur des letzten Jahrzehnts, dann fällt auf, wie häufig deutsch-polnische Geschichten erzählt werden und die Figuren sich auf den Weg nach Polen machen. Erzählt werden die Geschichten von Autoren, die Nationalsozialismus, Krieg, Holocaust sowie Flucht und Vertreibung nicht selbst erlebt, sondern von den Schrecknissen der Vergangenheit nur durch die Eltern und Großeltern erfahren haben. Man würde in diesem Fall erinnerungstheoretisch davon sprechen, dass die Ereignisse über das kommunikative Gedächtnis überliefert werden.¹ Zum anderen wurden sie in Kindheit und Jugend über Ausstellungen, Gedenktage, Filme oder den Geschichts- und Deutschunterricht – also über Repräsentationen im kulturellen Gedächtnis – mit prägenden Ereignissen aus der nationalen Vergangenheit konfrontiert.² Wiederholt befinden sich die (männlichen) Figuren dieser Texte in einer individuellen Krise oder sie werden durch den Tod eines nahen Angehörigen motiviert, sich auf eine Reise in den sogenannten Osten zu begeben, zumeist nach Polen. Insofern sind Aufstörungen das motivierende Moment für einen Aufbruch.³ Genau dies ist – um

1 Vgl. dazu die hinreichend bekannte Unterscheidung in kommunikatives und kulturelles Gedächtnis bei Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen. München: C. H. Beck 1992.

2 Es sei an dieser Stelle darauf verzichtet, erneut die theoretischen Implikationen sowie die einschlägigen Ansätze im Rahmen der Erinnerungstheorie zu diskutieren. Siehe dazu Veröffentlichungen im Rahmen des SFB 434 »Erinnerungskulturen« an der Universität Gießen sowie u. a. Beiträge des Verfassers: Gansel, Carsten; Braun, Matthias (Hrsg.): Es geht um Erwin Strittmatter oder Vom Streit um die Erinnerung. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2012; Ächtler, Norman; Gansel, Carsten (Hrsg.): Ikonographie des Terrors? Formen ästhetischer Erinnerung an den Terrorismus in der Bundesrepublik 1978–2008. Heidelberg: Winter 2010; Gansel, Carsten (Hrsg.): Rhetorik der Erinnerung – Gedächtnis und Literatur in den »geschlossenen Gesellschaften« des Real-Sozialismus zwischen 1945 bis 1989. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009.

3 Vgl. dazu zuletzt Gansel, Carsten: Zur »Kategorie Störung« in Kunst und Literatur – Theorie

ein erstes Beispiel zu geben – in Hans-Ulrich Treichels Roman »Menschenflug« der Fall. Stephan – er arbeitet bezeichnenderweise als Akademischer Rat im Bereich Deutsch als Fremdsprache an der Freien Universität Berlin – gerät in eine Art Lebenskrise. Er ist inzwischen über Fünfzig und hat »beinahe das Lebensalter seines Vaters erreicht.«⁴ Wiederholt fühlt er Schmerzen in der Herzgegend und wird von Angstträumen heimgesucht. Diese Aufstörung führt dazu, dass ihn immer öfter eine »Sehnsucht nach alten Papieren« befällt und das »Verlangen nach alten Truhen, vergilbten Briefen und Fotoalben.«⁵ Doch seine Eltern haben ihm nichts davon hinterlassen. Dieser Umstand steigert nur noch das Bemühen des Protagonisten, etwas über jene Heimat zu erfahren, die die Eltern auf der Flucht 1945 verlassen mussten. Für Stephan wachsen die unbekannten Orte in einem metaphorischen Begriff zusammen, dem Osten. Und von diesem Osten weiß er nichts. Der heterodiegetische Erzähler markiert die Unkenntnis des Protagonisten folgendermaßen:

»Der Osten und alles, was damit zusammenhing, waren ihm als Kind und Jugendlichem vollkommen unverständlich geblieben, den topographischen und historischen Wirrwarr, als der sich die Gespräche der Erwachsenen über Schlesien, Ostpreußen und Pommern, über Breslau, Königsberg und Lodz, über Masurien und Siebenbürgen, über Aussiedlungen und Umsiedlungen, Fluchten und Vertreibungen, vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg sowie, vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg für ihn darstellten, hätte er nie entwirren können [...].«⁶

Treichels Protagonist weiß also – so teilt der Erzähler zumindest mit – nichts über den Osten. Das muss erstaunen, denn eigentlich ist »der Osten« – hier zunächst symbolisiert durch Polen – nach 1945 in der politischen Geschichte beider deutscher Staaten sehr wohl präsent gewesen. Freilich in unterschiedlicher Weise. In der DDR war seit den frühen 1950er Jahren von der »Oder-Neiße-Friedensgrenze« die Rede, womit die Anerkennung des mit dem Potsdamer Abkommen vom 2. August 1945 beschlossenen Grenzverlaufs gemeint war. In der Bundesrepublik wurde diese Position in dieser Weise nicht übernommen. Ein Wandel kündigte sich erst mit dem 7. Dezember 1970 an, jenem Tag, an dem der Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland, Willy Brandt, vor der Unterzeichnung des Warschauer Vertrages einen Kranz am Ehrenmal der Helden des Ghettos von Warschau niederlegte. Dabei verharnte er nicht stehend, sondern sank zum Gedenken auf die Knie. Dieses Foto war nicht nur Symbol für die neue Ostpolitik, sondern wurde zu einem ikonischen Zeichen, das im kollektiven

und Praxis. In: Ders. (Hrsg.): Störungen in Literatur und Medien. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes. Heft 4/2014, Göttingen 2014, S. 315–332.

4 Treichel, Hans-Ulrich: Menschenflug. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005, S. 9.

5 Ebd.

6 Ebd., S. 51f.

Gedächtnis der (West-)Deutschen eine zentrale Rolle zu spielen begann. Auch von der Solidarność-Bewegung, die eine Art Fanal für die real-sozialistischen Länder darstellte, sollte der intellektuell gebildete Protagonist etwas gehört haben, ebenso wie vom polnischen Papst, Johannes Paul II., oder – es passt in die Biographie des popfreudigen Protagonisten – wenigstens von Czesław Niemen, dem internationalen polnischen Rock-Star. Doch nichts dergleichen. Insofern schreibt Treichel seiner Figur eine Unwissenheit zu, der man nur bedingt glauben mag. Allerdings könnte diese – sagen wir – Ahnungslosigkeit durchaus kennzeichnend für Teile des westlichen Deutschlands vor 1989 gewesen sein. Die Übersetzerin Sylvia Morawetz hat mit einigem Recht vermutet, dass westdeutschen Intellektuellen »alle möglichen Länder (auf der Welt) näher« gewesen seien »als die DDR« und der Osten, ja der Osten von daher »tatsächlich eine Blackbox war«.⁷ Innerliterarisch – und nur das soll hier interessieren – hat die Unkenntnis des Ostens für den Text eine strukturbildende Funktion: Der Protagonist kann sich gewissermaßen naiv und voller Neugier dem Osten nähern, weil er keine Sekundärerfahrungen besitzt – und Primärerfahrungen schon gar nicht!

Mit dem Hinweis auf die Erfahrung ist eine für Autoren und ihre Figuren zentrale Kategorie benannt. Uwe Johnson, der nicht nur mit seinen vier Bänden der »Jahrestage« zu den wichtigsten deutschsprachigen Autoren des 20. Jahrhunderts gehört, hat im Gespräch das Roman-Schreiben als einen Versuch angesehen, ein »gesellschaftliches Modell« herzustellen. »Das Modell besteht allerdings aus Personen«, so Johnson.

»Diese Personen sind erfunden, sind zusammengesetzt aus vielen persönlichen Erfahrungen, die ich hatte. Und insofern ist der Vorgang des Erfindens eigentlich ein Erinnerungsvorgang.«⁸

Vergleichbar hat Christa Wolf entgegen damaliger »Vereinbarungen« in der DDR auf eine »so lange verkannte, unterschätzte, ja verdächtige Kategorie« wie die Erfahrung aufmerksam gemacht. »Das Reservoir, aus dem er [der Autor – C. G.] schreibt, ist seine Erfahrung«, betont Wolf im Gespräch mit Hans Kaufmann.⁹

Die persönliche Erfahrung, die hier am Beginn der 1970er Jahre von zwei für die deutsche Literatur in West und Ost maßgeblichen Autoren betont wird, hat Reinhart Koselleck zu einer für die historische wie kulturwissenschaftliche Er-

7 Siehe dazu Morawetz, Sylvia: Eine Anmerkung. In: Gansel, Carsten; Chotjewitz-Häfner, Renate (Hrsg.): Verfeindete Einzelgänger. Berlin: Aufbau Verlag 1996, S. 47.

8 Johnson, Uwe. In: Simmerding, G.; Schmid, O. (Hrsg.): Literarische Werkstatt. München 1972, S. 65f.

9 Wolf, Christa: Subjektive Authentizität. Gespräch mit Hans Kaufmann (1973). In: Dies: Die Dimension des Autors. Aufsätze, Essays, Gespräche, Reden. Band II. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1986, S. 317–349, hier: S. 327.

innerungsforschung gewichtigen Kategorie gemacht. Koselleck zielt dabei auf die Verbindung von individueller und kollektiver Erfahrung:

»Erfahrung ist *gegenwärtige Vergangenheit*, deren Ereignisse einverleibt worden sind und *erinnert werden können*. Sowohl rationale Verarbeitung wie unbewußte Verhaltensweisen, die nicht oder nicht mehr im Wissen präsent sein müssen, schließen sich in der Erfahrung zusammen. Ferner ist in der je eigenen Erfahrung, durch Generationen oder Institutionen vermittelt, immer fremde Erfahrung enthalten und aufgehoben.«¹⁰

Entscheidend ist der Hinweis, dass in die Erfahrung die rationale Verarbeitung von Ereignissen sowie unbewusste Verhaltensweisen eingehen und zudem das, was von Eltern, Großeltern sowie den gesellschaftlichen Institutionen – nicht zuletzt der Schule – vermittelt wurde.¹¹ An anderer Stelle hat Koselleck notiert, dass »Primärerfahrung« im Moment »eines singulären, unwiederholbaren Überraschungseffektes« gemacht wird.¹² Solche Primärerfahrungen schließen sich in dem Fall, da sie wiederholt auftreten und evaluiert werden, zu dem zusammen, was man »Lebenserfahrung« nennen kann.¹³

II.

Lebenserfahrungen spielen also im Alltag wie in der Literatur eine zentrale Rolle. Sie bilden im Sinne von Paul Ricoeurs Kreis der Mimesis die Präfiguration von literarischen Texten (Mimesis I), sie liefern also den Stoff für Geschichten. Erst auf dieser Grundlage erfolgt dann die literarische Konfiguration (Mimesis II). Was ist nun aber in dem Fall, da die Primärerfahrungen vom Osten bei jenen Autoren, die ab Mitte der 1960er Jahre geboren wurden, möglicherweise noch dürftiger ausfallen als bei Treichels Mittfünfziger-Figur? Die Antwort erscheint einfach: Wenn Erfahrung im Sinne von Koselleck »gegenwärtige Vergangenheit« ist, die auf Ereignisse zurückgreift, die »erinnert werden können«, dann ergeben sich zwei Möglichkeiten. Erstens: Wo Erfahrungen fehlen, können die Figuren die

10 Koselleck, Reinhart: »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien. In: Ders. *Vergangene Zukunft: Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, S. 349–375, hier: S. 354.

11 Diese Argumentation stammt aus meinem Beitrag zu Günter Grass und Erwin Strittmatter. Siehe dazu Gansel, Carsten: *Sprechen und (Ver)Schweigen: Kriegsdarstellung und Aufstörung bei Grass und Strittmatter*. In: *Gegenwartsliteratur. Ein Germanistisches Jahrbuch 2012/ A German Studies Yearbook*. Hrsg. von Lützel, Paul Michael u. a.: Tübingen: Stauffenberg Verlag 2013, S. 243–270.

12 Koselleck, Reinhart: *Erfahrungswandel und Methodenwechsel: Eine historisch-anthropologische Skizze*. In: Ders.: *Zeitschichten: Studien zur Historik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003, S. 27–77, hier: S. 34.

13 Vgl. ebd. Die Rolle, die Koselleck der Lebenserfahrung beimisst, haben dann Jan und Aleida Assmann in ihren Untersuchungen zum Gedächtnis und zur Erinnerung ausgebaut.

Welt vorurteilsfreier sehen und sich auf Neues, Unbekanntes einlassen. Zweitens: Dort, wo Primärerfahrungen nicht existieren, können sie ersetzt werden durch Erinnerungen bzw. Geschichten der Eltern- und Großelterngeneration, mithin durch das, was im kommunikativen Gedächtnis aufbewahrt ist. Gleichzeitig werden Sekundärerfahrungen über »feste Objektivationen, traditonelle symbolische Kodierung« vermittelt, eben jene Bestände, die das kulturelle Gedächtnis ausmachen.¹⁴ Koselleck hat genau darauf noch vor dem Erinnerungsboom verwiesen, wenn er herausstellt, dass »in der je eigenen Erfahrung« »immer fremde Erfahrung enthalten und aufgehoben« ist, durch »Generationen oder Institutionen vermittelt«.¹⁵ Wenn sich nun also Figuren auf den Weg in Richtung Osten machen, dann ist ihre Wahrnehmung durch das bestimmt, was sie selbst erfahren haben oder ihnen vermittelt wurde. Dieser Umstand sei nunmehr an zwei Texten angedeutet, auf die bereits an anderer Stelle im Kontext des »Prinzips Erinnerung« verwiesen wurde, nämlich an Tanja Dückers »Himmelskörper« (2003) und an Olaf Müllers Roman »Schlesisches Wetter« (2003).¹⁶ Es geht mir im Folgenden aber nicht um die Grundstruktur der Texte, die durch einen Wechsel von Basiserzählung (Gegenwartsebene) und Analepse (Vergangenheitsebene) gekennzeichnet sind und in denen dem Erinnern eine systemprägende Funktion zukommt.¹⁷ Es geht also weniger um den »discours«, also das »Wie« des Erzählens, sondern stärker um jene Elemente, die zur Ebene der »histoire«, also dem »Was« gehören, d. h. um die Figuren, die Handlungen und den Raum. In diesem Rahmen interessiert zunächst die Perspektive der Figuren, mithin der Blick »der Deutschen« auf Polen.¹⁸ Als Tanja Dückers Ich-Erzählerin mit dem Selbstmord ihres polnischen Onkels Kazimierz konfrontiert wird, ruft sie sich wiederholt jene »unterschiedlichen Bilder« ins Gedächtnis, die ihr von ihm im Kopf geblieben sind. Immer wieder muss sie daran denken, »wie Kazimierz Paul und mich als Kinder auf seinem Büroschreibtisch hatte herumhopsen lassen«. Die Besuche beim Onkel in Warschau haben sich der Ich-Erzählerin fest eingeprägt, weil sie mit der Erfahrung von kindlicher Freiheit verbunden sind:

»Wir durften alle Schubladen und Fächer öffnen. Kurz bevor wir gingen, drückte er uns den Stempel seiner Fernsehanstalt auf die Handrücken. Paul und ich haben tagelang

14 Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, 1992, S. 56.

15 Koselleck, »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien, a. a. O., S. 354 (Anmerkung 5).

16 Vgl. Gansel, Carsten: Abkehr vom Stereotyp: Polenbilder in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Plädoyer für einen narratologischen Ansatz. In: Seminar 45/4 (2009). Kanada, S. 254–275.

17 Die Texte waren daher im Kontext der Gegenwartsliteratur auch als »Fictions of Memory« bezeichnet worden.

18 An dieser Stelle könnte mit dem Modell von Tzvetan Todorov gearbeitet werden, der zwischen Ich- und Du-Themen unterscheidet. Bei den Du-Themen gehe es um die Beziehung zwischen Mensch und Umwelt.

vermieden, unsere Hände zu waschen. Wir waren ganz unglücklich, als, zurück im fernen Berlin, der Abdruck bald verblasste und schließlich ganz verschwand. Überhaupt hatte uns das Warschauer Büro mit seinen dunklen, alten, vom Holzwurm angefressenen Möbeln, den vielen Kästen, Kisten und aus den Schränken herausgenommenen, auf dem Boden herumliegenden Schubladen, den riesigen klappernden Schreibmaschinen in seltsamen Farben und vor allem den unzähligen dicken, knubbeligen Stempeln auf Kazimierz' großem Schreibtisch gut gefallen. Nur Jo und Mäxchen [die Großeltern – C. G.] sprachen, als wir ihnen später das Büro und Kazimierz' Sitten mit sich überschlagenden Kinderstimmen beschrieben, von ›Polen-Wirtschaft‹.¹⁹

Für die Kinder sind der Onkel und Polen also ein Synonym für Zwanglosigkeit und Unbeschwertheit, die pejorative Bezeichnung »Polen-Wirtschaft« ist ihnen überhaupt nicht mehr bekannt. Anders die Großeltern – sie sind aus Danzig geflohen –, die mit Polen ›Unordnung‹, ›Regellosigkeit‹, ›Disziplinlosigkeit‹ und ›Anarchie‹ verbinden und dies mit dem Stereotyp der »Polen-Wirtschaft« zusammenfassen.²⁰ Damit greifen die Großeltern auf das wohl bekannteste Polen-Stereotyp zurück. Hubert Orłowski hat es entsprechend als »Stereotyp der langen Dauer« bezeichnet und auf die historischen Wurzeln verwiesen.²¹

Auf eine andere Weise werden die Polen-Bilder in Olaf Müllers Roman »Schlesisches Wetter« entworfen. Hier erhält der Ich-Erzähler, der erfolglose Journalist Alexander Schynowski, von seinem früheren Chef das Angebot, sich in Berlin um polnische Kollegen zu kümmern. Schynowski willigt ausgesprochen lustlos ein und bedenkt, was er überhaupt über Polen weiß. Er reaktiviert Erfahrungen, die ihm von Anderen überliefert wurden, erinnert einige Kurzreisen nach Polen und greift vor allem auf die Geschichten der Großmutter und Mutter zurück, die 1946 aus der Nähe von Wrocław fliegen mussten. Obwohl er den Geschichten ablehnend gegenübersteht, haben sie sein Bild von Polen bestimmt:

»Die Alten haben es durchgemacht und die Heimat verloren. Nein. Ich hasse dieses Wort. Nur deshalb ist es wertvoll. Nur weil ich mich erinnere, wie der Haß auf dieses Wort und die darauf folgenden Geschichten wuchs, je älter ich wurde [...]. Die Großmutter, die ich liebte, stopfte mich mit ihren Bildern, dem Erzählten, stopfte mich aus, bis ich in die Welt ihrer Entschuldigungen paßte. Bis ich verstummte. Weil ich nicht in ihre Erzählungen gehörte.«²²

19 Dückers, Tanja: Himmelskörper. Berlin: Aufbau Verlag 2003, S. 155.

20 Siehe hierzu und im Folgenden ausführlich: Gansel, Abkehr vom Stereotyp. 2009. Siehe auch Ders.: Polenbilder einer jüngeren Autorengeneration (Goethe Institut Warschau 2012; <http://http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de10242363.htm> (Letzter Zugriff am 20.03.2015)).

21 Orłowski, Hubert: Stereotype der ›langen Dauer‹ und Prozesse der Nationsbildung. In: Lawaty, Andreas; Orłowski, Hubert (Hrsg.): Deutsche und Polen. Geschichte. Kultur. Politik. München 2003, S. 269–279, hier: S. 269. Siehe auch Ders.: Die Lesbarkeit von Stereotypen. Der deutsche Polendiskurs im Blick historischer Stereotypenforschung und historischer Semantik. Wrocław/Dresden: Neisse Verlag 2005.

22 Müller, Olaf: Schlesisches Wetter: Berlin: Berlin Verlag 2003, S. 23 [Im Folgenden unter der Sigle »SW« mit Seitenzahl im Fließtext].

Einmal mehr ist auf das Erleben des Heimatverlusts durch die Eltern- und Großelterngeneration verwiesen, aber letztlich auch auf die Tatsache, dass sich derartige traumatische Erfahrungen gerade nicht durch das Erzählen auf die nächste Generation übertragen haben bzw. übertragen lassen. Schynowski reagiert auf die Geschichten der Mutter und Großmutter gar mit »Hass«, von Empathie oder von Einfühlung in die Angehörigen kann keine Rede sein. Dieser Umstand ändert nichts daran, dass die Erfahrungen der Großmutter sich in das individuelle Gedächtnis des Ich-Erzählers eingeschrieben haben und Schynowskis Bild von Polen bestimmen. Als Schynowski sich mit den polnischen Journalisten Witek Misiak und Beata Szewinska zum ersten Mal im Berliner »Klub der verlorenen Gänse« aufhält, erinnert er sich an die Großmutter, die ihn in polnischer Gesellschaft nicht gern gesehen hätte. »Dabei hatte sie nichts gegen die Polen an sich«, so bedenkt Schynowski,

»aber die Katholiken unter ihnen, also fast alle, sind ihr verdächtig gewesen. Ich höre sie noch sagen, was sie bei ihrem Pfarrer gelernt hatte und an mich weitergab: Die Katholiken werden von ihrer Kirche dazu gezwungen. Sie müssen lügen. Damit man ihnen vergeben kann. In der Beichte können sie die Schuld ihrer Lüge wieder los werden« (SW, 83).

Und auch im weiteren Verlauf – Schynowski ist kurz vor der Reise nach Polen – wird er mit den Geschichten der Mutter konfrontiert, die von Flucht und Vertreibung berichtet. Sie unterscheidet in der Erinnerung zwischen den guten und schlechten Polen. Die »guten«, so die Mutter,

»die hatte der Russe aus der Ukraine rausgeschmissen, und dann sind sie zu uns und haben die Höfe übernommen. Die kamen aus der Gegend um Lemberg, die wußten, was es heißt, rausgeschmissen zu werden« (SW, 141).

Nun könnte man meinen, dass die dann folgende Reise nach Wrocław – zeitlich befinden wir uns immerhin im Jahr 2001 – zu einer Korrektur des Polen-Bildes führt. Dies ist aber nicht der Fall. Im Gegenteil, Schynowski nimmt ausschließlich das wahr, was in sein vorgeprägtes Polen-Bild passt. Es funktioniert das, was man in der Psychologie »kognitive Dissonanz« nennt, eine Tendenz, jene Informationen aufzunehmen, die der Bestätigung der eigenen Position dienen. Es werden entsprechend jene Elemente ausgeschlossen, die das eigene Weltbild erschüttern könnten.²³ Dies beginnt bereits auf der Bahnfahrt, die über Leipzig, Riesa, Görlitz, Legnica nach Wrocław führt. Als Schynowski Liegnitz (Legnica) erreicht, ist dies für ihn ein »Ort direkt aus meinen schwärzesten Phantasien«, und er notiert:

23 Vgl. zum Begriff der »kognitiven Dissonanz« den Beitrag von Knoblauch-Westerwick, Silvia: Kognitive Dissonanz »Revisited«. In: Publizistik. Vierteljahreshefte für Kommunikationsforschung, Heft 52/2007, S. 51–62.

»Vorwerke waren verwelkt; geborstene Dächer nicht repariert, ich ortete Brücken, die nicht an ihrem Platz waren, und wunderte mich zwischen Liegnitz und Breslau über die merkwürdige Vermehrung der Schrebergärten, über deren Vordringen bis ins Innere Breslaus [...] Nichts entsprach meinem siebzig Jahre alten Stadtplan. Überall Schrebergärten« (SW, 159f.).

Am Wroclawer Bahnhof angekommen, findet der Protagonist den Gestank abstoßend und nimmt den baulichen Zustand wahr: »Die durchgerosteten Pfeiler der Hallenkonstruktion drohten einzuknicken. Ich beeilte mich, da rauszukommen« (SW, 166). Auch die Piłsudskistraße macht einen schlimmen Eindruck. Der Ich-Erzähler sieht »rußige Fassaden«, die Bürgerhäuser sind grau und vom »Werbetafelschimmel« befallen. Auch das einst mondäne Hotel Monopol, in dem Marlene Dietrich und Picasso sich eingemietet hatten – Hitler vergisst der Ich-Erzähler zu erwähnen – hat seine Anziehungskraft verloren, vom »Hauptgebäude fehlten die oberen drei Etagen, die wie die Kirchtürme in der nächsten Umgebung die Schlacht um Breslau nicht überstanden hatten« (SW, 169). Die auf den ersten Blick pejorative Aufladung des Polen-Raumes durch den Ich-Erzähler wird ergänzt durch seine Wahrnehmung von Personen, deren äußeres Erscheinungsbild und Handeln dem Polen-Besucher nichts Gutes verheißen. Er registriert »dubiose Geschäftsleute«, gerät angesichts der beträchtlichen Summe an mitgeführter D-Mark in Panik und vermutet beim Blick in die Hotelhalle, dass die Männer dort für eine solche Summe »alles tun [würden]«. Von drei auf ihn zusteuern den alkoholisierten Gestalten sieht er sich nur durch eine Polizeistreife befreit, »die mich im Visier zu haben schien« (SW, 170/171). Im Folgenden reaktiviert Schynowski in einer fast fieberhaften Bestandsaufnahme sämtliche Polen-Stereotype, wähnt sich zunehmend in Gefahr und ist in hohem Maße aufgestört:

»Ich war keineswegs hysterisch, als ich feststellte, in unmittelbarer Gefahr zu sein. Doch während ich nach einem Ausweg suchte – was ich allein in der Redaktion von den mafiösen Zuständen in Polen gehört hatte, gelesen vom erbarmungslosen Beute-Machen bei deutschen Touristen, von spurlosem Verschwinden –, versuchte ich, aus den aufsteigenden Begriffen einen einzufangen, welcher die Lage, in die ich mich gebracht hatte, am sichersten beschrieben hätte. Aus der Wortwolke fiel: Todesgefahr« (SW, 172).

Auf den ersten Blick muss eine solche Darstellung befremden. Was ist das für ein Zeitnosse, so könnte man fragen. Woher kommt der Typ und was bildet er sich ein, »dieser Deutsche«, der selbst nichts auf die Reihe bekommt, wie sich zeigt? Werden hier in einem literarischen Text sämtliche jener Klischees erneuert, von denen man geglaubt hatte, sie wären längst außer Kraft gesetzt? Zunächst sollte man bedenken, dass hier ein homodiegetischer Erzähler, ein Ich-Erzähler, seine Eindrücke schildert. Und es ist unter Psychologen und Soziologen bekannt, dass gerade jene, deren gesellschaftliche Anerkennung begrenzt ist, dazu neigen, mit

arroganter Geste überall dort aufzutreten, wo sie meinen, das eigene Ich stärken zu können. Aber für die in Rede stehende Frage ist die Figurenkonstruktion genauer zu beachten: Denn Schynowski wird vom Autor als erfolgloser Journalist aufgebaut, der von seinen mangelhaften Fähigkeiten als Mann und Intellektueller überzeugt ist, und dies wird über die interne Fokalisierung bzw. die Selbstreflexionen mitgeteilt. Er wiegt mehr als zwei Zentner, ist zudem schwer kurzsichtig (!) und meint selbst, er wirke »wie ein Clochard« (SW, 181). Dass ein solcher Mann Schimmel an den Häuserwänden (!) erkennen kann, das sollte einen aufmerksamen Leser irritieren. Bereits zu Beginn des Textes hatte der Ich-Erzähler denn auch eingestanden: »Ich verließ mich auf meine Ohren. Meinen Augen konnte ich nicht trauen« (SW, 8). Kurzum: Man wird nicht anders können, denn Schynowskis Blick als unzuverlässig einzustufen, ja man muss Schynowski zunächst als einen »unzuverlässigen Erzähler« ansehen, dessen Wertungen mit Vorsicht zu betrachten sind. Diese Vermutung wird im Erzählvorgang mehrfach unterstrichen. Es zeigt sich nämlich – und nun wird das »Wie« des Erzählens wichtig –, dass Schynowski die Geschichten der Mutter, die Bahnfahrt wie auch die Begegnungen mit und in Wrocław aus der Gegenwart erinnert, also retrospektiv erzählt wird. Allerdings – und dies macht das Artistische des Textes aus – verzichtet der Ich-Erzähler durchweg darauf, diesen ersten Blick auf Polen aus der Gegenwart zu kommentieren bzw. zu korrigieren. Auf die aus der Gegenwartsebene eingeschobene Frage, was passiert wäre, wenn er die Fahrt nach Wrocław nicht angetreten hätte, findet sich eine auf den ersten Blick gar nicht wahrnehmbare Prolepse:

»Ich hätte Agnieszka nicht kennengelernt. Und nicht ihren Großvater. Es gäbe mich nicht. Wie es mich vorher nicht gegeben hat« (SW, 161).

Zu diesem Zeitpunkt kennt der Leser allerdings weder Agnieszka noch ihren Großvater. Und in dem Augenblick, da Schynowskis Tiraden ins nahezu hysterische überkippen (»Das Wissen um die Gefahr euphorisierte mich, als ich auf das Hotel Polonia zuing«), findet sich ein Kommentar, der von einem auktorialen Erzähler geäußert werden könnte, aber letztlich vom zweiten Ich der Figur stammt, jenem Ich, das in der Gegenwart in Polen angekommen ist:

»Schynowski sollte sich nicht wundern, wenn sein Wunsch in Erfüllung ging. Denn letztlich hatte er sich einmal nichts dringender gewünscht, als wirklich existent zu sein« (SW, 173).

Dieser urplötzliche Wechsel des point of view in der ansonsten ausschließlichen Ich-Erzählperspektive hat eine spezifische Funktion: Es werden die Stereotype von Polen mit dem Ziel vorgeführt, sie zu dekonstruieren. Im Aktionsraum, also dort, wo die Figuren wirklich miteinander in Berührung kommen und interagieren, wird der Polen-Raum im Verlauf der Geschichte dann fast schon uto-

pisch aufgeladen. Bei der Begegnung und beim Zusammensein mit polnischen Menschen – in diesem Fall vor allem motiviert durch eine junge Frau – entwickelt sich bei Schynowski letztlich ein Gefühl der Geborgenheit. Am Ende des Romans sieht er sich in Polen angekommen und drückt dies folgendermaßen aus:

»Ich erinnere mich noch daran, wie ich in der zweiten Nacht meine Brille auf die großen Bretter des Dachbodens abgelegt habe. Ich tauchte in einem aufgeregt hochtönenden Stimmungsgewirr auf und wurde von einem sagenhaften Glücksgefühl, dem es nicht mehr auf das Gedächtnis ankam, erfasst« (SW, 234).

Die gemachte Primärerfahrung führt also ganz im Sinne von Reinhart Koselleck dazu, dass durch eine Einverleibung der aktuellen Ereignisse eine anders gartete »gegenwärtige Vergangenheit« entsteht.

III.

Um es noch einmal auf den Punkt zu bringen: Die Figur des Schynowski in Olaf Müllers »Schlesisches Wetter« will zunächst eines überhaupt nicht: »die andere Seite mit ihren eigenen Augen sehen«. Wäre dies der Fall gewesen, dann hätte Schynowski wenigstens andeutungsweise über die historischen Wurzeln für die, sagen wir: wahrgenommene Unstrukturiertheit, das Formlose, nachdenken können. Dass der polnische Staat wie die Bürger sich möglicherweise in einer Art Übergangs- und Wartesaalsituation eingerichtet hatten, hing wohl auch mit der Tatsache zusammen, dass man mit der Angst lebte, die Deutschen würden irgendwann doch in die ehemaligen Ostgebiete zurückkehren. Müllers Protagonist macht sich solche Gedanken nicht, von einer Einfühlung ins Polnische kann nicht die Rede sein, und letztlich – das ist wegen des Ich-Erzählers auch durchaus konsequent – kommen Figuren polnischer Herkunft nur wenig zu Wort. Und wenn doch, dann fällt bei ihnen eine deutliche Abwehr des Deutschen auf, jedenfalls bei der älteren Generation. Auf Schynowskis Frage, was er denn über die Deutschen schreiben soll, die im Sommer wieder »zu Tausenden« nach Breslau reisen, antwortet Witeks Mutter scharf:

»Aber schreiben Sie auch, daß sie eine alte Polin getroffen haben, die ihr Leben in Breslau verbracht hat. Die alte Polin hat Ihnen gesagt, daß die Deutschen wenigstens warten könnten, bis wir tot sind, wenn sie schon zurückkommen müssen« (SW, 197).

Ein Dialog, eine Einfühlung wie auch eine Perspektivenübernahme sehen anders aus.

Von daher ist Olaf Müllers Roman einmal mehr ein Beleg dafür, dass es entgegen aller politisch behaupteten Idealismen ausgesprochen schwierig und vielleicht unmöglich ist, sich in Andere in dem Fall einzufühlen, da man nicht

über die gleichen Primärerfahrungen verfügt. Das betrifft die Position von Wikteks Mutter, aber genauso die Sicht der Mutter von Schynowski:

»Nur ein Vertriebener soll angeblich die Vertriebenen verstehen können. So etwa sagte meine Mutter, an der offenen Tür, bevor sie Fleisch kaufen ging« (SW, S. 154),

erinnert er. Mit dem »angeblich« ist die Position der Mutter – ganz im Sinne einer political correctness – in Frage gestellt. Nur – so die hier vertretene Auffassung – beide Mütter haben Recht.

Um auf den theoretischen Kern des Problems zu kommen, seien zwei Beispiele gegeben: Vor kurzem war ich im Staatlichen Kunstmuseum in Kopenhagen und betrachtete ein Gemälde von Erik Henningsen, einem dänischen Maler des 19. Jahrhunderts. Es trug den Titel »Sat ud« (Evicted), also Zwangsräumung bzw. Vertreibung.



Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, dass beim Versuch der Einfühlung in die hier dargestellte Situation nicht mehr als Betroffenheit und Mitgefühl wird entstehen können, und dies nicht nur deshalb, weil erkennbar ist, dass die realistische Darstellung ins 19. Jahrhundert führt, also als historisch eingestuft werden kann. Lassen Sie mich ein zweites Beispiel andeuten, das mehr an deutsch-polnische Sensibilitäten rührt. Der deutsche Fernsehfilm »Unsere Mütter, unsere Väter« (2013) wurde nicht nur in Polen auch deshalb kontrovers debattiert, weil er »Kämpfer der polnischen Heimatarmee, des stärksten militärischen Untergrundverbandes im besetzten Europa, als Antisemiten darstellt, die sich aus dumpfem Hass weigern, gefangene Juden aus einem deutschen Transport in die Gaskammern zu befreien«.²⁴ Aber nicht darum soll es hier gehen. Mit dem Film steht einmal mehr die Frage im Raum, wie Erfahrungen zu vermitteln sind, die sich auf Nationalsozialismus, Krieg, Bombentod, Kesselschlacht beziehen oder die fatale Situation von Soldaten beschreiben, die um den Preis des Lebens zum Töten verdammt waren und die den eigenen Tod vor Augen

24 Schuller, Konrad: Sie schonen sich nicht. In: FAZ vom 23.06.2013.

hatten. Ist in solchen Fällen wirklich eine Einfühlung bzw. Perspektivenübernahme möglich bzw. wie weit kann sie gehen? Es handelt sich hier – wie in anderer Weise beim Erfahren von Flucht, Deportation, Ghetto – um traumatische Erlebnisse, die zu einer Störung des Selbst führen. Clifford Geertz hat betont, in welcher Weise sich solche Katastrophen der mentalen und kognitiven Verarbeitung entziehen:

»Es gibt mindestens drei Punkte an denen das Chaos – ein Aufruhr von Ereignissen, für die es nicht nur keine Interpretation, sondern auch keine Interpretationsmöglichkeit gibt – über den Menschen hereinzubrechen droht: an den Grenzen seiner analytischen Fähigkeiten, an den Grenzen seiner Leidensfähigkeit und an den Grenzen seiner ethischen Sicherheit.«²⁵

Insofern – so meine These – sind die Möglichkeiten, Traumata narrativ zu konfigurieren und den Zuhörer, Leser, Zuschauer zur Perspektivenübernahme zu bringen, begrenzt. Und diese Unfähigkeit, sich einzufühlen, betrifft auch durchaus Alltägliches, womit auf Gegenwärtiges verwiesen ist. Als Karl Lagerfeld von der »Süddeutschen Zeitung« danach befragt wurde, ob er einen Geldbeutel besitze, antwortete er:

»Ich weiß nicht, was Sie damit meinen. Einen Geld-... was? Ich zahle nie. Darum kümmern sich meine Mitarbeiter. Die machen alles für mich.«²⁶

Entsprechend schwer fällt es ihm – und das ist hier gänzlich ohne Moralisieren gemeint –, sich in einen Menschen zu versetzen, der kein Geld hat oder Betteln muss.

Es könnte den Anschein haben, dass die vertretene Auffassung, wonach eine Perspektivenübernahme und Einfühlung in Personen und deren Lebenssituation aufgrund nicht existierender Primärerfahrungen nur bedingt funktioniert, in Widerspruch zu neueren Erkenntnissen der Neuropsychologie steht. In einer Reihe von Untersuchungen wurde nämlich herausgestellt, dass der Mensch die Fähigkeit besitzt, vergangene eigene Handlungen oder aber auch beobachtete Handlungen Anderer in einer konkreten Situation zu aktualisieren und neu zu kombinieren. Entscheidende neuronale Voraussetzungen für diese Fähigkeit des Menschen liegen – so die Annahme – in den sogenannten »Spiegelneuronen«.²⁷

25 Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung: Bemerkungen zu einer deutenden Theorie der Kultur [Erstausgabe 1973]. In: Ders.: Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987, S. 61.

26 Karl Lagerfeld hat keinen Geldbeutel. <http://www.prosieben.de/stars/news/karl-lagerfeld-hat-keinen-geldbeutel-ich-zahle-nie-135178> (Letzter Zugriff am 12.03.2015).

27 Zum nachfolgenden Komplex um Spiegelneuronen und die Theory of Mind siehe ausführlich Gansel, Carsten: Storytelling from the Perspective of Evolutionary Theory. In: Gansel, Carsten; Vanderbeke, Dirk (Hrsg.): Telling Stories/Geschichten erzählen. Literature and Evolution/Literatur und Evolution. Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2012, S. 77–109. Siehe

Eine Forschergruppe um den Physiologen Giacomo Rizzolatti fand heraus, dass es im prämotorischen Cortex von Affen Neuronen gibt, die bereits bei der Beobachtung einer Handlung so »feuern«, als ob sie sie selber ausführen würden.²⁸ Während also der Affe wahrnimmt, wie ein anderer Affe »seine« Nuss nimmt und schließlich auffrisst, ahmt er im Inneren diese Situation nach und spiegelt auf diese Weise das motorische Verhalten seines Artgenossen, womit er anzeigt, dass er es »nachvollziehen« kann.²⁹ Für den Neurologen Vilayanur Ramachandran machen es die »Spiegelneuronen« möglich, die Handlungen von anderen Personen in Form »virtueller Realität« zu simulieren. Die Spiegelneuronen sind schließlich verantwortlich für das, was man »Theory of Mind« nennt. Darunter fasst man die Fähigkeit des Menschen, sich in den geistigen Zustand von anderen Personen hineinzuversetzen, was mögliche Handlungen, Gefühlszustände, innere Überzeugungen betrifft. Diese Kompetenz bildet für das Erzählen wie Lesen von Geschichten eine entscheidende Voraussetzung, weil es um die Fähigkeit zur Nachahmung, zur Perspektivenübernahme, zur Einfühlung und Empathie geht. Welche Bedeutung die Theory of Mind für die menschliche Kultur besitzt, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, was geschieht, wenn genau diese Fähigkeit, sich in andere hineinzuversetzen, nicht existiert. Mit dem Autismus gibt es ein Krankheitsbild, das die Ausbildung dieser Fähigkeit unterdrückt. Beim Autismus handelt es sich um eine ernsthafte Psychose, die bereits in der Kindheit auftreten kann. Autistische Kinder – man spricht in leichteren Fällen auch vom Asperger-Syndrom – zeigen also auffallend wenig Flexibilität und sind nur bedingt in der Lage, »Als-ob-Situationen« zu imaginieren. Rollenspiele, die ansonsten ab einem Alter von zwei Jahren einsetzen, werden bei autistischen Kindern eher nicht zu beobachten sein. Diese Kinder werden auch keine Kuchen aus Sand backen oder mit einem Stock in der Hand das Reiten auf einem Pferd nachahmen.

Aber – und dies ist meine These, die hier nur angedeutet werden kann – die Fähigkeit zur Empathie und Perspektivenübernahme hat insofern Grenzen, als nur eine Spiegelung von Handlungen und damit verbundenen Gefühlszuständen möglich ist, die selbst erfahren wurden. Das ist beim Essen, Trinken, Schlagen, Weinen usw. möglich. Erfahrungen von Folter, Bombentod, Exil, Flucht oder Vertreibung, Verlust der bürgerlichen Existenz sind in dem Fall, da sie nicht

die deutsche Fassung des Beitrages: Ders.: Story Telling – Geschichten Erzählen in evolutionspsychologischer Perspektive. In: Peter, Georg; Krauß, Reuß-Markus (Hrsg.): Selbstbeobachtung der modernen Gesellschaft und die neuen Grenzen des Sozialen. Für Gerhard Preyer. Wiesbaden 2012: Springer VS, S. 271–300.

28 Vgl. Rizzolatti, Giacomo u.a.: Premotor cortex and the recognition of motor actions. In: Cognitive Brain Research 3/1996, S. 131–141. Siehe auch: Rizzolatti, Giacomo; Sinigaglia, Corrado: Empathie und Spiegelneurone: Die biologische Basis des Mitgefühls. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008.

29 Siehe dazu auch das Gespräch mit Giacomo Rizzolatti bei Remus, Joscha: Infonautik <http://www.infonautik.de/interviews.htm> (Letzter Zugriff am 13.03.2015).

selbst erlebt wurden, nicht bzw. nur rudimentär übertragbar – auch nicht durch das Erzählen von Geschichten oder filmische Inszenierungen. Dass diese Position die emphatisch aufgeladene Bedeutung von Literatur schmälern kann oder aber den Auffassungen der Politik nicht entspricht, steht außer Frage.

Mit dem hier angedeuteten Problem der »Nicht-Perspektivenübernahme« bekommen wir es zu tun, wenn es um Versuche in der »wirklichen Wirklichkeit« wie in der Literatur geht, sich in »die Polen« oder »die Deutschen« einzufühlen, mithin »die andere Seite mit ihren eigenen Augen zu sehen«. Dieser Umstand sei abschließend an einem polnischen Autor diskutiert, und zwar an Andrzej Stasiuks »Dojczland« (2008), das in der deutschen Ausgabe nicht mehr den Untertitel »Ein Reisebericht« trägt.

IV.

Stasiuks autobiographisch angelegter Ich-Erzähler berichtet von seinen Reise-Erfahrungen mit Deutschland und den Deutschen. Die Sicht auf Deutschland ist nicht schmeichelhaft, wenngleich auch keineswegs so fatal wie es Aleksandra Zawiślak auf den Punkt bringt: »Stasiuk spricht mit einer Verachtung, die sich ein deutscher Schriftsteller niemals gegenüber einem anderen Volk erlauben dürfte – weil sie ihm mindestens den Vorwurf der Fremdenfeindlichkeit einbrocken würde.«³⁰ In der Tat ist es so, dass der Ich-Erzähler Mitteilungen von seinem beständigen Alkoholkonsum macht, und die Vermutung liegt nahe, dem Protagonisten habe der Rausch »die Sinne vernebelt«, weswegen er in Deutschland nur »das Rot des Kommunismus und den schwarzen Rauch der Krematorien« wahrnehmen könne.³¹ Der mitunter zynische Blick auf die Deutschen, dem es durchweg nicht darauf ankommt, »die andere Seite mit ihren eigenen Augen zu sehen«, trifft freilich genauso die polnische Seite. So ist z. B. die Rede davon, dass polnische Freunde, die in Deutschland arbeiten, zu der Auffassung gekommen sind, Deutschland wäre ein »viel angenehmeres Land«, wenn

»es dort keine Deutschen gäbe. Wenn nur die Gastarbeiter und Emigranten dort blieben. Die Deutschen sollten irgendwo wegfahren und sich darauf beschränken, Geld zu schicken.«³²

30 Zawiślak, Aleksandra: Deutschland? Nur im Suffl. In: Stern vom 16.09.2008; siehe auch: <http://www.stern.de/kultur/buecher/andrzej-stasiuk-deutschland-nur-im-suffl-639219.html> (Letzter Zugriff: 13.03.2015).

31 Ebd.

32 Stasiuk, Andrzej: Dojczland. Ein Reisebericht. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, S. 25 [Im Folgenden unter der Sigle »D« mit Seitenzahl im Fließtext].

Ein weiteres Moment, das erneut anzeigt, wie in die »eigene Erfahrung« das durch Generationen und Institutionen vermittelte Wissen aus dem kulturellen Gedächtnis eingeht, ist folgendes: Beim mißglückten Versuch, die Geldscheine der D-Mark zu erinnern, kommt der Erzähler auf die »Bildnisse auf den Banknoten« zu sprechen, zu denen man eine Bindung entwickeln würde, etwa ein Ulrich von Jungingen – er findet sich auf dem 100 Złoty-Schein – den »jedes polnische Kind kannte«. »In jeder polnischen Schule und jedem Kindergarten hing eine Kopie von Matejkos Schlacht von Tannenberg, und das war der erste Deutsche im Leben jedes kleinen Polen« (D, 32). In Deutschland müsste man dagegen einen großen Aufwand betreiben, um Personen zu finden, die um die Rolle des Ulrich von Jungingen wissen. Dass er Hochmeister des Deutschen Ordens war, 1409 dem Großfürstentum Litauen und dem mit ihm verbundenen Königreich Polen den Krieg erklärte und dass er das deutsche Ordensheer bei der Schlacht von Tannenberg in eine Niederlage führte, gehört weder zum kommunikativen noch zum kulturellen Gedächtnis »der« Deutschen. Stasiuks Erzähler sieht die Funktion derartiger Reproduktionen in einer Institution wie der Schule darin, dass die »Erstkläßler sich das blutige Opfer des Deutschen auch einprägen« (D, 53).

Nun sollen derartige Positionen an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden, es kommt vielmehr auf zwei Aspekte an, die das hier diskutierte Thema betreffen und mit Blick auf Primärerfahrungen anzeigen, wo die Gründe für Gemeinsamkeiten wie Unterschiede liegen können. Ein erstes Moment: Offensichtlich ist bei aller Zuspitzung, dass in der Erinnerung des Ich-Erzählers der DDR eine gewisse Sympathie gilt. »Ich mochte die DDR«, bekennt der Erzähler. »In der DDR paßte mir außer den Skinheads alles«. Den Grund benennt er so:

»Denn die DDR ist das fehlende Bindeglied zwischen Germanen und Slawen. Die DDR ist dieser verlorene Stamm – germanisch oder slawisch – niemand wird das entscheiden. Die DDR ist der Moment, wo die Deutschen ein bißchen von ihrem Sockel runterkommen« (D, 46).

In der DDR habe er auch »wirklich Freunde gefunden« (D, 47). Das hänge wohl damit zusammen, dass die nicht, wie die »aus dem richtigen Westen«, die ganze Zeit »unauffällig« kontrollieren würden, »ob sie sich an irgendwas schmutzig gemacht haben«. Die aus der DDR täten das nicht, »die benehmen sich ein bißchen so wie gehemmte Slawen«. Und mit dem vergleichenden Blick auf Lebensverhältnisse in Polen und der DDR heißt es ironisch: »Das Slawische, der Kommunismus, ein bißchen schlechteres Essen und billigere Kosmetika, das sind dann doch die Elemente, die das Menschsein befördern« (D, 47). Klar ist, und das bringt der Erzähler deutlich zum Ausdruck: Polen und Ostdeutsche haben – bei allen Unterschieden – vergleichbare Erfahrungen mit einer geschlossenen Gesellschaft gemacht, was die Einfühlung, Empathie und Perspek-

tivenübernahme erleichtert und verbindet. Das reicht von einem stupiden Ertragen von Parteiparolen über die alltägliche Fahrt zur Arbeit und begrenzte Konsummöglichkeiten (Fleischerei) bis zu den beengten Wohnverhältnissen, dem Zurechtkommen mit den Provisorien des Alltags (Trabant) und der subversiven Gegenwehr in der Popmusik (Punk) mit vergleichbaren Idolen, wozu eben auch Czesław Niemen mit seinem Hit »Jednego Serca« gehört.

Schließlich ein zweites Moment, das stärker an den Kern der Unterschiede kommt: Es ist die Form und das Verhältnis von Ordnung und Chaos bzw. Störung. »Ich guckte und dachte an Deutschland als Land der Form«, notiert der Erzähler und kommt schließlich zu dem Schluss,

»worin wir uns unterscheiden – Slawen und Germanen. Wir unterscheiden uns in unserem Verhältnis zur Form. Die Germanen wollen sie vervollkommen, die Slawen wollen sie ständig nur loswerden, eine durch die andere ersetzen, die jetzige in der Hoffnung abwerfen, die nächste werde bequemer sein« (D, 68).³³

Störungen treten bei der Betrachtung des geordneten (westlichen) Raumes auf.

Christian Luckscheiter hat mit Blick auf Stasiuk treffend herausgestellt, dass die »starre Ordnung [...] dem ans Improvisieren Gewöhnten« – und das vereint Polen wie Ostdeutsche – den Blick ins Weite und nach Innen verbaut.³⁴ Es ist daher nicht von der Hand zu weisen, dass Stasiuks Protagonisten, die »in Wahrheit ich selber« sind, den radikalen Veränderungen, die vom Westen ausgehen, distanziert gegenüberstehen. Sie wollen Dukla erhalten.³⁵ Es geht ihnen darum, das, was unterzugehen scheint, in der Schrift zu retten. Das macht auch deshalb einsam, weil die davon wirklich Betroffenen ungestört weiter machen und sich nicht irritieren lassen.³⁶ Sollte es möglich sein, dass bei einer solchen topographischen Arbeit im Sinne von Walter Benjamin die Chance besteht, »die andere Seite mit ihren eigenen Augen zu sehen«? Wohl eher nicht.

Eine solche Sicht auf deutsch-polnische Beziehungen könnte depressiv stimmen und provoziert die Frage, ob es denn überhaupt keine Autoren und Texte gibt, die versuchen, beiden Seiten gerecht zu werden? Die Antwort muss knapp ausfallen und kann hier nicht vertieft werden: Sabrina Janesch mit ihrem

33 Dieser Hinweis auf ein möglicherweise unterschiedliches Verhältnis zur Form mit den Folgen für ein Nicht-Verstehen oder gar Dissonanzen, findet sich auch in anderen Texten von Stasiuk. Die von ihm favorisierten Welten zeichnen sich durch Ruhe, Stillstand, Zeitlosigkeit, Bewegungslosigkeit aus. Vgl. dazu den Beitrag von Luckscheiter, Christian: Weststörungen im mittellöstlichen Gelände. Zu Andrzej Stasiuks Versuchen, einen verschwindenden Kontinent in die Schrift zu retten. In: Gansel, Carsten; Zimniak, Pawel (Hrsg.): Störungen im Raum – Raum der Störungen. Heidelberg: Winter 2012, S. 371–386, hier: S. 377.

34 Ebd.

35 So der Titel eines Romans von Stasiuk, Andrzej: Die Welt hinter Dukla. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008.

36 Luckscheiter, Weststörungen. 2012, S. 380.

Roman »Katzenberge« (2010) ist ein Beispiel. Der Roman verfügt entsprechend über eine besondere Figurenkonstellation, insofern die junge Protagonistin bereits in einer deutsch-polnischen Familie aufwächst, polnisch spricht und somit wirklich jeweils »die andere Seite mit ihren eigenen Augen sehen [kann]«.

Der polnische Großvater – Zur Ästhetik des Vorbehalts in Monika Marons »Pawels Briefe«

In einem in Japan gehaltenen Vortrag kommt Monika Maron im Oktober 1995 auch auf ein Stück eigener Familiengeschichte zu sprechen:

»Meine inzwischen achtzigjährige Mutter fand kürzlich bei der Suche nach alten Fotos einen Briefwechsel, den sie vor mehr als fünfzig Jahren mit einer deutschen Behörde geführt hatte und der ihre angedrohte Ausweisung nach Polen betraf. Meinen Großvater, der Jude war, hatte man bereits ausgewiesen. Er kam in ein Ghetto und wurde dort ermordet. Meine Mutter, in Deutschland geborene Polin und nach den nazistischen Rassengesetzen Halbjüdin, kämpfte in diesem Briefwechsel um ihr Leben. Später hat sie das vergessen. Als sie die Briefe jetzt wieder fand, machte ihr Vergessen sie zunächst ratlos. Wahrscheinlich, sagte sie, hat sie es vergessen wollen, nachdem sie den Krieg und die zwölf Jahre Faschismus überlebt hatte und nachdem für sie das Überleben wieder zur Normalität geworden war.«¹

Auffällig an dieser Beschreibung sind die Verwobenheit von Erinnerung und Vergessen, von Angst und Grenzerleben in einem auf Vernichtung ausgerichteten totalitären System, von Generationenfolge und Generationenerfahrung sowie das Moment eines tastenden Suchens, von Mutmaßung und Ratlosigkeit angesichts eines jahrzehntelangen Vergessens.

Der Fund wird Grundlage und Bezugspunkt einer literarischen Ausarbeitung, einer »Familiengeschichte«, wie es im Untertitel heißt. Sie stellt nun ganz augenfällig den abgeschobenen und schließlich ermordeten polnischen Großvater Pawel Iglarz in den Vordergrund. Jedenfalls signalisiert das der Titel des 1999 erschienenen Buches: »Pawels Briefe«. Die Veröffentlichung bietet, so Maron 2005 im Rahmen ihrer Frankfurter Poetikvorlesung, die »Geschichte meiner Familie durch das vorige Jahrhundert, montiert aus Briefen, Erinnerungen meiner Mutter, eigenem Erleben, Mutmaßungen und Leerstellen«². Stoff ist die

1 Maron, Monika: Vortrag in Japan. In: Dies.: quer über die Gleise. Essays, Artikel, Zwischenrufe. Frankfurt a. M.: S. Fischer 2000, S. 46.

2 Maron, Monika: Wie ich ein Buch nicht schreiben kann und es trotzdem versuche. Frankfurt a. M.: S. Fischer 2005, S. 82.

Geschichte dreier Generationen, des polnischen Großvaters Pawel und seiner Frau Josefa, ihrer Tochter Hella und der Enkelin Monika Maron. Das Material bilden die Briefe des »Großvaters aus dem Ghetto und Briefe seiner Kinder an ihn« (PB, 10)³ sowie die vielfältig gebrochenen und unstimmigen Erinnerungen der Mutter Hella und der eigenen Tochter. Die Form der Familiengeschichte ist die einer autofiktionalen Erzählung.⁴ Die »Familiengeschichte« spielt mit dem erklärten autobiographischen Bezug des Erzählten. Die Erzählerfigur heißt Monika Maron und die Namen und Geschehnisse sind in relevanten Zügen historisch und biographisch dokumentiert, nicht zuletzt durch die Schrift- und Bildzeugnisse, die der Publikation beigegeben sind. Gleichwohl handelt es sich um einen Roman, für den gilt, was die Autorin zu ihrem häufig autobiographisch anmutenden Schreiben insgesamt notiert:

»Wenn ich über das Schreiben spreche, muß ich über mich sprechen [...]. Wenn ich einen Roman schreibe, spreche ich nicht über mich, auch nicht, wenn es so scheint. Die Versuchung, in dem erzählenden Ich eines Romans den Autor zu suchen oder gar zu erkennen, ist offenbar so groß, daß sogar die, die es besser wissen, davon nicht absehen können. Aber dieses Ich ist eine andere Person und nicht ich. Ich bin ihr verfügbares Material.«⁵

Ein zentrales Thema von »Pawels Briefe« ist das Erinnern, und zwar sowohl unmittelbar als narrative Retrospektion als auch selbstreflexiv als poetologisches Konstrukt.⁶ Bereits die im Vortrag in Japan aufgezeigte Verbindung von Erinnern und Vergessen deutet darauf hin, dass dabei dem Moment der poetologischen Selbstreflexion im Rahmen der »Familiengeschichte« ein zentraler Stellenwert zukommt. Entsprechend gewinnt die Diskussion des eigenen Erinnerungskonzepts bei Maron eine spezifische Bedeutung.

In der Folge soll Monika Marons »Poetik der Erinnerung«, wie sie in »Pawels Briefe« realisiert und problematisiert wird, mit dem Generalthema dieser Tagung, der Dekonstruktion nationalkultureller und anderer Stereotypen und

3 Zitiert wird nach der folgenden Ausgabe: Maron, Monika: Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1999. [Im Folgenden unter der Sigle »PB« mit Seitenzahl im Text.]

4 Die gelegentlich zu lesende Rubrizierung als »Autobiographie«, wie sie etwa Antje Doßmann vornimmt, ist problematisch. Vgl. dies.: Die Diktatur der Eltern. Individuation und Autoritätskrise in Monika Marons erzählerischem Werk. Berlin: Weißensee Verlag 2003, S. 125–140, insb. S. 127–129.

5 Maron, Wie ich ein Buch nicht schreiben kann. 2005, S. 7.

6 Sehr schön die Unterscheidung bei Boll, Katharina: Erinnerung und Reflexion. Retrospektive Lebenskonstruktionen im Prosawerk Monika Marons. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002, S. 104: »Möchte man zusammenfassend die »Poetik der Erinnerung« in den Prosawerken Monika Marons begrifflich konkretisieren, so sind zwei poetologische Momente maßgebend, das der *Retrospektivität* und das der *Selbstreflexivität* der Texte in Bezug auf das Erinnern.«

Klischees in der Literatur, verbunden werden. Beides wird schließlich projiziert auf die Folie einer Ästhetik des Vorbehalts.

In einem grundlegenden Artikel über Polenbilder in der deutschen Gegenwartsliteratur spricht Carsten Gansel bei Gelegenheit sehr zu recht von einer ›Abkehr vom Stereotyp‹: Es sei »repräsentativ für eine junge Autorengeneration«, dass sie sich in ihren Werken »von tradierten Polen-Stereotypen abwendet und im Gegenteil positive Polen-Bilder entwirft.«⁷ Gansel belegt seine Beobachtung anhand eingängiger Studien zu literarischen Polenbildern in Romanen der Jahre 2004 bis 2006. Die von ihm in den Blick genommenen AutorInnen Tanja Dückers, Hans-Ulrich Treichel, Dagmar Leupold, Stefan Wackwitz, Olaf Müller, Gernot Wolfram, Jens Petersen und Artur Becker vertreten als in den 1950er bis 1970er Jahren Geborene mehrere Folgen jüngerer Schriftstellergenerationen unterschiedlichster Prägung. Die hier im Blickfeld stehende Monika Maron, die 1941 in Berlin geboren wurde und von 1951 bis 1988 in der DDR lebte, gilt wie Peter Handke oder Botho Strauß als Vertreterin einer mittleren Generation.⁸ Gleichwohl wird man die von Gansel beobachtete Abkehr vom Stereotyp schon bei ihr beobachten können.

Auch in »Pawels Briefe« ist eine augenfällige Dekonstruktion nationalkultureller Stereotypisierung und Klischisierung zu fixieren. Bereits das Augenmerk auf spezifische Hybridisierungen⁹ in der vorgestellten Familiengeschichte zeugt davon: So betonen die Ausführungen im Japan-Vortrag, aber auch die vielfältigen Reflexionen und nicht zuletzt die narrative Entwicklung der Großvaterfigur im Rahmen der Familiengeschichte selbst eine jedweder festen Identitätsbehauptung entgegenstehende Dichte an Transformationen. In ihrem Mit-, Neben-, In- und Nacheinander lassen diese Transformationen eine eigene, neue Hybrid-Identität zutage treten und einen eigenen soziokulturellen Zwischenraum aufscheinen – und zwar mit Blick auf die Familie als Ganzes wie bei jedem Einzelnen selbst. So ist der Großvater – auf den die nachfolgenden Beobachtungen sich beschränken möchten – in seiner dokumentarisch unterlegten Präsentation im Rahmen der autofiktionalen Erzählung ein 1879 im nordöstlich von Warschau gelegenen Ostrów-

7 Gansel, Carsten: Abkehr vom Stereotyp: Polenbilder in der deutschen Gegenwartsliteratur. Plädoyer für einen narratologischen Ansatz. In: Seminar 45/3 (September 2009), S. 263.

8 Die Relativität solcherart Zuordnung sei unbestritten. Eine reflektierte Diskussion des Generationenkonzepts in der Literatur hat in den letzten Jahren erkennbar eingesetzt und wird sicherlich noch weiter geführt werden. Eine schätzenswerte Hinwendung zum Problemfeld bietet etwa der Sammelband: Literaturwissenschaftliche Beiträge zur Generationsforschung. Hrsg. von Gerhard Lauer. Göttingen: Wallstein 2010.

9 Zum Vorstellungshorizont sei ganz allgemein auf die Theoriebildung im Anschluss an Homi K. Bhabha verwiesen sowie im engeren Sinne auf dessen Schrift »The location of culture« von 1994 (Die Verortung der Kultur. Aus dem Englischen übersetzt von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl. Tübingen: Stauffenburg 2000). Eine aktuelle Einführung bietet Struve, Karen: Zur Aktualität von Homi K. Bhabha. Einleitung in sein Werk. Wiesbaden: Springer 2013.

Mazowiecki geborener polnischer Jude. Der Hybrid-Charakter wird fassbar im Hinweis auf die Geburtsurkunde als amtliches »Schriftstück [...] in russischer Sprache und in der deutschen Übersetzung eines Poznaner Pastors« (PB, 15). Auch die Namensnennung zeigt ihn als eine Identität »in between«: »In der russischen Fassung heißt das Kind männlichen Geschlechts Schljama, in der deutschen Schloma« (PB, 15). Die Wiedererinnerung im Zuge der Erinnerungsarbeit nach dem Fund der Briefe ist zugleich ein Zeugnis für ein langjähriges Vergessen gerade dieses Zwischendaseins und Zwischenbewusstseins des Großvaters. Pawels Tochter Hella musste die Geburtsurkunde ihres Vaters spätestens 1939, damals 23-jährig, bei einem Verwaltungsakt zur Kenntnis genommen haben, wie das autofiktionale Ich der Tochter Monika in den 1990er Jahren rekapituliert: »Sie muß sie damals also gelesen haben. Aber daß ihr Vater Pawel, der sich auch Paul nannte, als Schljama oder Schloma geboren wurde, ist ihr [Hella – der Verf.] so neu, als hätte sie es nie gewußt« (PB, 15). Der Hybrid-Charakter, der sich im Nebeneinander der Namen Schljama, Schloma, Pawel und Paul offenbart, wird auch in der weiteren Biographie der Person immer wieder fokussiert: So konvertiert der Jude Pawel Iglarz im katholischen Polen zur baptistischen Glaubensgemeinschaft und zieht mit seiner Gattin Josefa beziehungsweise Juscha, einer ebenfalls zum Baptismus konvertierten polnischen Katholikin, 1905 nach Berlin, wo die Kinder geboren werden, um 1938 als jüdischer Pole ausgewiesen, ins Ghetto Belchatow bei Lodz überstellt und 1942 ermordet zu werden. Die im autofiktionalen Bericht der Enkelin nachgezeichneten und vielfältig befragten konfessionellen Transformationen der Großeltern finden eine gewisse Entsprechung in der Befragung von Pawels politischen Überzeugungen. So ist der tiefreligiöse, baptistische Großvater Ende der 1920er Jahre ganz offenkundig der kommunistischen Partei in Deutschland beigetreten, ohne seine religiösen Überzeugungen darüber verleugnet zu haben. Wie auch immer: Der polnische Großvater ist in Monika Marons autofiktionaler »Familiengeschichte« in seiner gesamten Konturierung eine Entgegensetzung zu jedweder gängigen nationalkulturellen Stereotypisierung und Klischisierung. In seiner Zeit stand er damit ohne Zweifel quer zu jedweder Majoritätskultur und entsprechender Identitätskartierung.

Diese Figurenkonturierung gewinnt innerhalb der »Familiengeschichte« einen spezifischen funktionalen Charakter. Das eigentliche Thema von Marons Buch ist der letztlich politisch und kulturell fundamentierte Erinnerungsstreit zwischen den Generationen, und das heißt im Kern zwischen den autofiktional entwickelten Erinnerungswelten der Mutter Hella und ihrer Tochter Monika, insbesondere in Bezug auf die DDR. Erinnerungsstreit meint dabei die Auseinandersetzung um die Deutung dieser Vergangenheit und deren Relevanz für eine zu gestaltende Zukunft, über die grundunterschiedliche Vorstellungen herrschen.

»Pawels Briefe« ist als Erzählwerk im Zusammenhang mit anderen Erzählungen der Autorin aus den 1990er Jahren zu sehen, die ebenfalls dem Erinnerungsdiskurs verpflichtet sind: »Stille Zeile sechs« von 1991 und »Animal triste« von 1996. In »Stille Zeile sechs« lässt Maron in der Auseinandersetzung zwischen der schon aus dem Roman »Die Überläuferin« bekannten Erzählerfigur Rosalind Polkowski und dem pensionierten hochrangigen DDR-Funktionär Beerenbaum, dessen Memoiren die stellungslose Historikerin zu schreiben helfen soll, unterschiedliche Bewertungen der DDR und ihrer Geschichte aufeinanderprallen: »So wie der Erzählerfigur [Rosalind Polkowski – der Verf.] die Position des altgedienten DDR-Funktionärs als intolerant, phrasenhaft und verlogen erscheint, muß diesem deren Versuch, die eigene kritische Distanz zum Kommunismus aus der Biographie der Nachgeborenen heraus zu erläutern, als gänzlich naiv und unverschämte-provokativ erscheinen«¹⁰. Selbst wenn die DDR-kritische Position der Erzählerfigur durch den Tod Beerenbaums als narrativ bestätigt erscheint, bleibt doch ein Vorbehalt, der sich aus dem Wissen der Historikerin um die perspektivische Bedingtheit und den unterschiedlichen Erfahrungshintergrund sowie dem unterschweligen Respekt vor dem historischen Mut des eigentlich verhassten Gegenübers ergibt:

»[...] ich wünschte, ich dürfte stolz sein auf Sie, einen, der widerstanden hat, der kein Nazi war und kein feiger Duckmäuser. Trotzdem, würde ich zu ihm sagen, muß ich Ihren Tod wünschen, [...] weil Sie alles, was ich zum Leben brauche, gestohlen haben und nicht wieder rausrücken.«¹¹

Wird in »Stille Zeile sechs« der Erinnerungsstreit um die DDR thematisiert, verhandelt »Animal triste« die sogenannte deutsch-deutsche Vereinigungsproblematik nach 1989/90. Sie ist eingebunden in eine anspielungsreiche Geschichte um Liebe, Wahn und Verrat, die eine Ost-Berliner Paläontologin und ihren aus Westdeutschland stammenden verheirateten Geliebten zusammenbringt, um ihr Miteinander in einer mutmaßlich von der sich verraten fühlenden Paläontologin herbeigeführten Katastrophe, dem Tod des Geliebten, münden zu lassen. Auf einer der Verstehensebenen, die der Text evoziert, präsentiert dieser sich als »verdeckter, höchst komplexer Erinnerungsdiskurs über die Entstehung, Geschichte und den Niedergang der DDR«¹² sowie über das Scheitern des Versuchs, zu einer wirklichen Vereinigung zu gelangen. Gleichwohl verweigert Marons Erzählung jedes eindeutige Fazit. Umfassender noch als »Stille Zeile sechs« kommt »Animal triste« »ein Moment des ungewissen Schwankens zu, das sich bis

10 Bluhm, Lothar: »Irgendwann, denken wir, muß ich das genau wissen«. Der Erinnerungsdiskurs bei Monika Maron. In: Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1990–2000). Hrsg. von Volker Wehdeking. Berlin. Erich Schmidt Verlag, 2000, S. 142.

11 Maron, Monika: Stille Zeile sechs. Roman. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1991, S. 156.

12 Bluhm, Erinnerungsdiskurs. 2000, S. 147.